

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 59.

Freitag, 11. März

1927.

Die lustigen Leute auf Unverzagt.

(8. Fortsetzung.)

Roman von E. Fißher-Markgraff.

(Nachdruck verboten.)

Da war der Amtsrat Tribonius, aus Pommerland herzugelogen, ein eingeleiteter Junggeselle und Weiberfeind, der vor allem, was holde Weiblichkeit seit Anbeginn der Schöpfung geleistet, allein die Regierung Katharinas der Zweiten, der russischen Zarin, die er sehr hoch einschätzte, und die prächtigen Spießgänse seiner ebenso alten Wirtschaftsmamsell gelten ließ, die schon im Dienst seiner Eltern gestanden hatte und mit ihm grau geworden war.

Das hinderte ihn aber gar nicht, sich im Kreise bekannter Damen gelegentlich außerordentlich wohl zu fühlen.

Nur beim Heiraten wünschte er, „weit vom Schusse zu bleiben“. Und wer ihn ansah, die „hohe Stirn“, die sich bis auf den Hinterkopf ausdehnte, die bläuliche Nase, die auf starke Trunkfestigkeit, das wohlbehäbige Bäuchlein, das auf eine ebensolche Gessfreudigkeit hindeutete, dem mochte wohl hier und da der böswillige Gedanke aufsteigen, daß das weibliche Geschlecht ihm diesen Entschluß nicht allzu schwer machen dürfte.

Nächst ihm einer der lauteften war ein Jugendfreund des Hausherrn, Herr Rittergutsbesitzer von Remus, den der ständige, stets von neuem belachte Witz seiner guten Freunde: „Remus, hat Ihr Komulus Sie noch immer nicht totgeschlagen?“ seinem eigenen Aussprüche nach dem Selbstmorde zutreiben konnte.

Die beiden durchreisenden Freunde des Hausherrn, Bekannte aus seiner Militärzeit her, waren ein Oberst a. D. Barpart, der jetzt auf einem schönen Gut in der Udermark behaglich seinen Kohl pflanzte, der vollendete Typ eines Landjunkers vom besten Schlag, und Major von Endrusch, ein hünengroßer Mann von soldatischer Strammheit, den eine gewisse kavalierische Schlichtheit, eine von Zeit zu Zeit impulsiv hervorbrechende Herzensgüte unendlich liebenswürdig machte.

Er war Militär mit Leib und Seele, stand in Magdeburg in Garnison und wurde von Offizieren wie von Soldaten sehr verehrt.

Beide Herren pflegten alljährlich gemeinsam ohne ihre Frauen eine Reise zu machen und dann die schöne Bestimmung der Massenbachs zu berühren. Sie kannten die Verhältnisse des Freiherrn, aus denen er kein Hehl zu machen pflegte, genau, und gerade darum unterließen sie in seinem Taktgefühl selten oder nie, bei den ihnen so lieben Menschen vorzusprechen.

Die fremden Gäste hatten den Damen des Hauses ihre Ehrerbietung bewiesen.

Der Amtsrat Tribonius, sowie Herr von Remus hatten sich auf die Bekanntschaft aus früheren Zeiten berufen, die von Mechthildis mit frostiger Zurückhaltung, gleichsam widerwillig, zugegeben wurde.

Am meisten Gnade fand Major von Endrusch vor ihren Augen, dessen ritterliches Sichgeben eine verwandte Saite in ihrem Herzen berührte.

Man hatte zu Tisch geessen, sich die prächtig zubereitete Gberkeule nebst köstlichen Spargeln eigener Zucht herrlich schmecken lassen, und dazu goldklaren Moselwein, etwas jung, aber von blumiger Zartheit, in die uralten, geschliffenen Kristallgläser gegossen.

Noch im letzten Augenblick, als man schon zur Tafel gehen wollte, war Pastor Schneller nebst Frau und Tochter

eingetreten, einem frischen, brünetten Mädchen, das sich in einem Genfer Pensionat beste Formen angeeignet hatte.

Der Geistliche, ein gewandter Mann und tüchtiger Kanzelredner, hatte sein verspätetes Kommen mit unausschiebbaren Amtsgeschäften entschuldigt und sogleich mit warmer Herzlichkeit seine ehemalige Konfirmandin begrüßt, aber wenig Entgegenkommen bei ihr gefunden, und bis in die Seele hinein angefröstelt, wandte er sich den anderen Gästen zu. Mechthildis hatte seinen Begrüßungsworten nur geteilte Aufmerksamkeit geschenkt.

Sie stand und sah mit gekrauter Stirn, wie das Pastorentöchterchen, das seinen graziösen Knir bereits vor allen Anwesenden gemacht hatte, von Traute, deren Herzensfreundin sie war, stürmisch begrüßt wurde und sogleich in eine entfernte Fensternische entführt werden sollte.

„Traute!“
Mit Messerschärfe fiel das kurze Wort in eine augenblickliche Unterhaltungspause der Umstehenden hinein.

Das junge Mädchen kam eiligst herbeigeflogen: „Tante?“

„Wenn Gäste anwesend sind, ist es nicht an der Zeit, Konvidenzen zu machen, mein Kind . . .“

Das war halblaut gesprochen, das wieder einsetzende Gespräch verschlang das meiste, aber der in der Nähe stehende Hausherr hatte doch verstanden.

Es stieg ihm rot zu Kopf, auf seiner Seite ringelte blüchsnell eine blaue Ader, und er begann mit der Linken den kurz gescheitelten Vollbart heftig zu bearbeiten. Bei ihm immer ein Zeichen eines hohen Grades von Siebehiße.

Und er tat wie erlöst einen tiefen Atemzug und bot, schnell hinzutretend, der Frau Pastor den Arm, als die klingende Stimme der Hausfrau zu Tisch lud.

Mit volstem Behagen hatte man bei der Tafel geessen, es war alles reichlich, wenn auch einfach, und wie man wußte, in dem gastlichen Hause gern gegeben.

Die Gerichte fanden die Würdigung, wie es ihre sorgliche Zubereitung erheischte. Ein jeder schien voll befriedigt. Allein die Schwester des Hausherrn ließ die Blicke mit einer wachsenden Aengstlichkeit über den Tisch schweifen.

„Mein Gott, wo blieb der Champagner?“ Eine Gastlichkeit in ihrem Vaterhause ohne den Goldgesiegelten erschien ihr geradezu undenkbar!“

Der Oberst hatte seine ganze, nicht kleine Konversationskunst aufgeboten, um seine Nachbarin zum Sprechen zu bringen, aber Mechthildis schien so zerstreut, ihre Antworten fielen in so großen Abständen, gleichsam tröpfelnd, daß er es endlich aufgab, und es vorzog, sich in die heiter fließende Unterhaltung der anderen zu mischen.

Endlich konnte Mechthildis es nicht mehr ertragen. Sie neigte den blonden Kopf verstohlen zu des Bruders Ohr, der ihr zur Rechten saß: „Kommt der Champagner nicht etwas zu spät? Du weißt, wenn Väterchen Gesellschaft gab, floß er in Strömen.“

Aribert von Massenbach blickte die Schwester an, als ob er annähme, daß ihr der Verstand in der Irre lustwandelte: „Champ . . . wir? — Ch . . .?“

Er pustete förmlich und holte ein paar mal tief Atem, und da war die Röte wieder, die ihm beängstigend schnell in die Stirn stieg.

Frau Adelgunde, die besorgt herübergesehen hatte, winkte Susanne, aufzustehen und dem Vater ein Glas frisches Wasser zu präsentieren. Der Arzt hatte schon ein paar mal von großer Erregungen, des starken Blutandranges zum Kopfe wegen, gewarnt.

Der Freiherr, der gerade mit einem ungeheuren, zornigen Gelächter hatte herausplätzen wollen, trank, beruhigte sich, und Adelgunde atmete erleichtert auf.

Aber es war kein freundlicher Blick, der für eine Sekunde Dauer das feine, hochmütige Gesicht der Schwägerin ihr gegenüber streifte.

Mit der ruhigen Besonnenheit war auch dem Freiherrn der Humor wiedergekehrt.

Die Wasserperlen mit der Serviette aus dem noch immer tiefdunklen Vollsart tuschend, neigte er sich scheinbar liebenswürdig der Stieffchwester zu.

„Den Champagner sparen wir uns, teure Schwester,“ sagte er ironisch freundlich, „wir sind geizige Leute auf Unverzagt geworden. Für jedesmal, daß wir die Leute dursten lassen, legen wir einen Goldbarren beiseite. Ich zeige sie dir nächstens — einen ganzen Kessel voll, sage ich dir.“

Sie blickte unsicher durch die goldgefaßte Brille zu ihm auf, der ihr spöttisch zunickte und ließ dann ausweichend das Auge über die Tischrunde gleiten, und plötzlich tat sie einen tiefen Atemzug, als habe eine grobe Hand unversehens an ihr Herz gegriffen.

Ihr Blick war einem anderen Augenpaar vom unteren Ende der Tafel her begegnet, das mit einem seltsam glitzernden Ausdruck dem ihren begegnete, der, mochte sie es deuten, wie sie wollte, ihr galt, ihr allein.

Etwas zwingendes lag darin, wie unbegrenzte Bewunderung und dann noch — sie wußte vielleicht doch nicht, was es war.

„Mein Gott — ein Hauslehrer!“

Keinen zweiten Blick sandte sie dorthin, wo Dr. Voigtstedt neben der Jüngsten des Hauses seinen Platz gefunden hatte, und Mechthildis saß mit niedergeschlagenen Augen und hochmütig gesenkten Rundwinkeln, jeder Muskel eine einzige stumme Abwehr gegen die Zudringlichkeit jenes — Schulmeisters.

Nach der Aufhebung der Tafel hatte Frau von Massenbach den Gatten für einen Augenblick ins Nebenzimmer gewinkt, und ein aufmerksames Ohr hätte dort einzelne geflüsterte Worte wie „Aber so bedente doch — die Traute — das arme Ding —“ und darauf die Antwort in mühsam unterdrücktem Zorn: „Das Frauenzimmer macht mich wild — ich pfeife auf ihr Geld . . .“

„Gott gewiß, Verti, wir — aber die Traute.“ Schließlich noch ein dumpfes Murren, wie ein sanft abfließendes Bächlein, und dann erschien der Hausherr heiter, neubelebt, als sei seine Seele frisch dem Bade entstiegen, wieder auf der Bildfläche.

Die Herren, mit Ausnahme des Pastors Schneller, hatten sich zu einem Stat in zwei Partien vereinigt.

Bei dem Wort „Stat“ war Fräulein von Massenbach ein leichter Schauer den Rücken heruntergelaufen: „Gott wie plebejisch! Bei Lebzeiten ihres lieben Papas spielte man Whist oder Bezique.“

Jetzt hielt auch sie mit lässiger Anmut die Karten in den überfeinen Händen.

Herr und Frau Pastor, die Schwägerin und sie hatten sich ihr zuliebe zu einem Whist mit dem Strohmann zusammengetan.

Aber sie spielte zerstreut. Ohne daß sie es wollte, horchte sie zu den Tischen der Herren hinüber und sog mit einer Art schauernden Begier in sich ein, was dort an humoristischen oder auch nedend derben Redensarten fiel.

Und jedesmal zuckte sie peinlich berührt zusammen, wenn ein kräftiges Lachen, ein lauterer Wort ihr vertöhltes Ohr traf.

Das junge Böckchen hatte sich ins Nebenzimmer zurückgezogen und ab und zu scholl ein helles Richern, ein ausgelassenes Lachen von dort herüber.

„Geht es nicht etwas gar zu lustig dort zu?“ konnte sich Mechthild nicht enthalten zu fragen.

Die Schwägerin mischte gleichmütig die Karten, ließ abheben und gab dann aus.

„Gott, weißt du, warum sollen sie nicht lachen?“

„Das Leben ist ernst genug und Gottes Wort braucht trotzdem nicht vergessen zu werden“, fuhr die Pastorin etwas sentenziös dazwischen.

Da ihr Gatte im Durchschnitt den harmlosen Daseinsfreuden nicht abhold war, hielt sie es ab und an für nötig, das eheliche Gleichgewicht durch ein Betonen des geistlichen Grundgewichtes in der Schwere zu halten.

„Jugend will ihr Recht“, griff der Geistliche auf, der dem Sonnenschein des Daseins zugeneigt war.

„O Gott, hört doch nur.“

Im Nebenzimmer wurden Stühle gerückt, dann ein Klatschen und leichte Tritte — man spielte offenbar der „Plumpsack“ geht herum.“

„... und daß ihr den Hauslehrer an allem teilnehmen laßt — einen Untergebenen.“ Der Ton von Mechthildis Stimme glich einem qualvollen Stöhnen. Sie erhob den anlagenden Blick von den Blättern, an denen sie umständlich ordnete und schob.

Frau Pastor Schneller hatte die Karten mit der Rückseite nach außen auf den Tisch gelegt und faltete die hageren, auffallend großen Hände darüber.

Sie fühlte sich schwer beleidigt. Ihr jüngerer Bruder war ebenfalls Philologe, und . . .

„Herr Dr. Voigtstedt mag zwar nicht jedem sympathisch sein, ist aber ein hochgebildeter Mann und ein außerordentlich tüchtiger Lehrer“, sagte sie mit fliegendem Atem.

Aber ehe sie noch weitersprechen konnte, quoll es in hellen Scharen zur Türe herein und umschwirrte bettelnd und lachend den Tisch.

„Tantchen, liebes Tantchen, können wir tanzen?“

„Mutchen!“

„Frau Baronin, wir rücken die Tische beiseite.“

„Gnädige Frau, ich schließe mich an“, das war Knud Knudson.

„Wer spielt?“ fragte Frau Adelgunde, ohne den Kopf von ihrem Blatt zu wenden. Sie hatte zum erstenmal für den Abend eine gute Karte und überlegte angestrengt, „ob man vielleicht — allerdings gewagt — aber das Aß müßte sie abgeben — ein Spielchen wagen könnte.“

„Wir glaubten, Tante Mechthild würde . . .“, sagte Jakob hinzutretend.

Aber die Tante, die allerdings eine tüchtige Klavierspielerin war, erwiderte nichts als „Tänze?“ in einem Ton niederschmetternder Verachtung. (Fortsetzung folgt.)

Hilfe! Hilfe! der Bär ist los!

Skizze von Walter Jollin.

Es war spät geworden. Die Bar und alles, was sich darin amüsierte, war in einen nach Parfüm, abgestandenen Champagner, Zigarettenrauch, schlechter Luft, tanzenden Menschen und Speiseresten duftenden Nebel gehüllt. Drei Paare tanzten noch, und die Jazzband spielte. Nach diesem letzten Charleston packten die Musiker ihre Instrumente ein. Müde, abgepannt, gähnend und hungrig. Ich hatte im Laufe des Abends die erfreuliche Entdeckung gemacht, daß ein Schweizer Landsmann unter den Musikern war, ein schwarzhaariger Berner, mit blassem Gesicht und blauen Augen; ihm zuliebe lud ich die neun Manni nach Schluß der Tanzmusik zu einer guten Flasche ein, der auch noch andere folgten. Wir tauschten Erinnerungen aus an unsere schöne Heimat und kamen zuletzt auf den Berner Bärengraben zu sprechen und die Unglücksfälle, die sich seit seinem Bestehen dort ereignet haben.

„Ja, ja, die Bären“, meinte mein Landsmann, indem er plötzlich einige Nuancen blässer wurde, „die haben furchtbare Kräfte und sind, trotzdem sie oft so zierlich, pudig und possierlich erscheinen, die wildesten und gefährlichsten Bestien, wenn ihnen die Menschen nahe kommen. Das habe ich sogar am eigenen Leibe erfahren.“

Bei diesen Worten sah ich, wie seine Augen flackerten, wie er in die Vergangenheit spähte und sein Gesicht einen verzerrten Ausdruck annahm.

„Erzählen!“ erscholl es wie aus einem Munde.

Er trank sein Glas aus, ich schenkte ihm ein neues ein, bot ihm eine Zigarette an, er machte auch hiervon ein paar kräftige Züge; dann begann er: „Sie werden kaum glauben, daß die Geschichte, die ich Ihnen jetzt erzählen will und die, wenn auch aus gewissen Gründen nie eine Zeitungsmeldung darüber erschien, sich zur Zeit des Weltkrieges in einer deutschen Stadt genau so zugetragen hat, wie ich sie jetzt schildere. Ich war in jener Stadt in einem Vergnügungs-

etablissement als erster Geiger engagiert. Es war schwer, ein anständiges Zimmer zu bekommen. In der Verlegenheit bot mir der Besitzer des Etablissements einen Wohnraum mit Aussicht auf den Hof an, der im ersten Stock lag und den man nur vom Hofe aus über eine alte, hauffällige Holztreppe erreichen konnte. Das gut tapezierte Zimmer hatte früher dem Besitzer als Aufbewahrungsraum für die Tageseinnahmen gedient. Doch wurde es dieser Bestimmung entzogen, weil es nicht sicher genug war. Jetzt enthielt es ein gutes Bett, einen Tisch, einen Stuhl, meine Geige und eine Kaffeemaschine mit Zubehör, da ich mir meinen Frühstückskaffee selbst kochte. Das einzige Fenster sah auf den düsteren Hof hinaus, dessen rechteckiger Raum von der Rückseite des Vergnügungsetablissements, einer Möbelfabrik, einer Färberei und einer hohen Mauer eingeschlossen war, die den Hof vor Eindringlingen der Strasse schützte. Wenn ich nach Mitternacht mein Zimmer aufsuchte und den öden Hof betrat, in dem Ratten keine ungewöhnlichen Gäste waren, und die knarrende Holztreppe emporstieg, von der aus man nichts sah als ein Stück gestirnten Himmels, die grauen Mauern und vergitterten Fenster der Fabrik, kam ich mir vor wie ein Gefangener in einem mittelalterlichen Gefängnis. So menschenleer und düster war alles. Nur ab und zu in der Nacht erhellten sich einzelne Fenster auf kurze Augenblicke, wenn der Nachtwächter in der Fabrik drüben seinen Rundgang machte, um die Kontrollröhren zu bedienen. Ich muß das alles genau illustrieren, um Ihnen die Situation recht deutlich zu machen. Der Grund, weshalb ich mit einer so primitiven Wohnung vorlieb nahm, war der: ich hatte eine kranke Mutter in der Heimat zurückgelassen, der ich jeden Monat so viel schicken mußte, daß mir wenig zum Leben übrig blieb. Ich sage das nicht, um mich zu brüsten, ich sage es beim Eid nur, weil es zur Sache gehört. Ich bekam einen Drüder, der die Türen des Etablissements aufschloß. Obwohl gegen Morgen die sonst so belebten Säle verlassen und traurig dalagen — ihr Besitzer wohnte in der weit abgelegenen Vorstadt — war mir der ungewöhnliche, oft mit umgeworfenen Tischen und Stühlen verbarrikadierte Heimweg bald vertraut geworden.

Aber, je tiefer es in den Krieg hineinging, um so schlechter wurden die Geschäfte. Eines Tages fand es so schlimm, daß allgemein von einer Schließung des Lokals gesprochen wurde. In der Verzweiflung kam der Besitzer auf die tolle Idee, einen lebendigen Bären aus dem besetzten Rußland kommen zu lassen, der zuerst in den Restaurationsräumen ausgestellt, dann getötet und später von den Besuchern der Tanzsäle verpestet werden sollte. Mit Riesenanzeigen wurde der Spektakel in den Tageszeitungen angekündigt. Am Nachmittag desselben Tages traf Meister Pek ein und wurde in einer schmalen, übel stinkenden Kiste, die mit Eisenstäben vergittert und mit verdrückten Tannensägen besetzt war, in den mit Lampions illuminierten Hof gestellt. Dann wurden zwei Türen zu den Sälen so geöffnet, daß in den Pausen das tanzende Publikum das Ungeheuer bewundern konnte. Es war ein stattliches Tier und etwa fünfjährig. Der Bär übertraf an Anziehungskraft alle gehegten Erwartungen. Das Lokal war Abend für Abend wieder brechend voll, und das Gaudium über das drollige Tier dauerte bis spät in die Nacht hinein. Auch enthielt die Speisefarte des Wirtes keinen Vederbiß, den die Gäste dem Bären nicht zu kosten gegeben hätten. Das arme Tier wurde so überfüttert, daß es nach Mitternacht wie tot in dem schlecht erleuchteten, ungetreuten Käfig lag. Aber daran nicht genug. Mit Schirmen und Stöcken wurde der Bär wieder auf die Beine gebracht, mit Bier, Wein, Champagner und Kognat traktiert, bis er wieder wie leblos auf allen Bierern lag und nie vernommene, lässliche und doch wieder komische, zum lächen reizende Laute von sich gab. Wenn die Tanzmusik verstummte, seine Quälgeister verschwanden, die Lichter erloschen, der Hof vereinsamt war, und ich, bevor ich mein Zimmer aufsuchte, nicht ohne inneres Grauen an die unförmige, vergitterte Kiste herantrat, um noch in meiner Gutmütigkeit ein paar wohlgemeinte menschliche Worte an den Bären zu richten, die er ja leider doch nicht verstand, gab er so melancholische, fast zu Tränen rührende, Mitleid herausfordernde und klagende Laute von sich, daß mein ganz selbstverständliches Grauen vor dem Tiere vollständig verschwand und einem Gefühl unendlichen Mitleids Platz machte. Sobald ich aber den finstern Hof überschritten, die Treppe erstiegen und die Flurtür hinter mir ausgeschloß hatte, um kurz darauf mein einfaches Lager aufzusuchen, befiel mich dennoch dieselbe angestammte, nervenfesselnde Angst, die wir wohl alle vor Raubtieren haben. Aber ich war jung, überlegte nicht lange und schloß immer schnell ein.

In der vierten Nacht hatte ich mich vollständig an meinen Schlafkameraden und an die mehr als ungewöhnliche Situation gewöhnt und suchte, noch gleichgültiger als an den drei Abenden vorher, mein Bett auf. Trotzdem das grelle Mondlicht die merkwürdige, unförmige Bärenkiste

und die eine Seite des Hofes in tiefen, schwarzen Schatten abgrenzte, so daß alle Konturen scharf hervortraten und etwas Grauensvolles in dem allem lag, blieb ich von Furcht fast unberührt und schloß ruhig ein. Ich mochte etwa zehn Minuten geschlafen haben, als ich wieder aufwachte, da ich ein Krachen und Schnaufen von der Flurtür her vernahm, das ich, wie ich glaubte, nicht zum erstenmal hörte. Der Besitzer der Tanzsäle hatte die Gepflogenheit, ab und zu seine Dogge im Hofe zurückzulassen. Ich hatte ihr aus angeborener Tierfreundschaft schon zweimal Unterkunft gewährt. Im Dunkeln ging ich in den Hof hinaus und öffnete dem treuen Tier die Tür. Aber — entsetzlich!... Der borkene Bär stand vor der Tür... Von tausend Ängsten gepackt, schlug ich die Tür wieder zu und drehte — meine Glieder waren wie vollständig gelähmt — den Schlüssel im Schloß um. Dann flüchtete ich wie rasend und wie von Furien gepeitscht über den Hof nach meinem Zimmer, schlug auch diese Tür wieder zu, daß die Balken krachten, und drehte auch hier den Schlüssel um. Dann fiel ich wie leblos an der Tür in die Knie. Aber blitschnell gewann ich neue Kraft, sprang auf und lief ein paar mal planlos im Zimmer auf und ab. Trotz der furchtbaren Aufregung, in der ich mich damals befand, weiß ich heute noch jede Einzelheit. Das Nächste war, daß ich wie geistesabwesend nach meiner Geige griff und sie ebenso geistesabwesend wieder hinwarf. Zweimal versuchte ich, Licht anzudehnen, vermochte aber in der Erregung den Kontakt nicht zu finden. Als ich ihn endlich ertastet hatte, vernahm ich plötzlich wieder das entsetzliche Schnaufen und Krachen an der Flurtür, diesmal energischer und dringlicher als zuerst. Erneute Lähmung und heftiges Zittern meiner Glieder, so daß ich noch kein Licht zustande brachte. In demselben Augenblick blinnte durch das Fenster von der Fabrik drüben ein Lichtschein auf. Der Wächter drehte dort in der ersten Etage die Kontrollröhre. Gott sei Dank: ein menschliches Wesen in der Nähe. Mit dieser Erkenntnis schwand für kurze Zeit die Lähmung aus meinen Gliedern. Vorsichtiger öffnete ich das Fenster, um Hilfe zu rufen. Aber zur selben Zeit krachte draußen die Flurtür... Der Bär hatte sie eingedrückt und befand sich jetzt im Hof. Dennoch vermochte ich nun jede neue Lähmung zu überwinden und handelte vielleicht gerade deshalb so klar und bestimmt, weil ich mich bereits verloren glaubte. Schon hörte ich jetzt das Schnaufen und Krachen an meiner Zimmertür. Nun galt es schnellen Entschluß. Mit übermenschlichen Kräften schleifte ich das Bett an das Fenster, stellte es hoch, so daß mir nur eine kleine Spalte zwischen dem Fensterstock und dem Bette blieb zum Entrinnen. Dann wartete ich in woe Ewigkeiten scheinenden Sekunden die Zeit ab, bis der Bär sich wieder etwas von der Tür entfernt hatte. Dann ergriff ich meine Geige, die ich als guter Musiker noch nie im Stiche gelassen habe, eilte durchs Zimmer, riß die Tür auf, daß der Bär sturzte, rannte wieder ans Fenster, drängte mich durch die Spalte hindurch und stieg aufs Fensterbrett, rüttelte das Bett wieder so zurecht, daß fast kein Raum für meinen Verfolger mehr übrig blieb, und wartete, bis der Bär endlich in der zweifelhaften Falle war. Sobald er in meiner Nähe an dem aufgestellten Bett mit den Takern schlug und kratzte, schwang ich mich zum Fenster hinaus, sprang die vier Meter hohe Mauer hinunter auf den letzten Treppenaufschub und dann in wilder Hast über den Hof. Noch hielt es geistesgegenwärtig sein, denn der mächtige Bär konnte mir immer noch über die Treppe nachkommen. Ich war jetzt wieder so erregt, daß ich die erste Saaltür eine Ewigkeit nicht aufbrachte, weil Sekunden doch Ewigkeiten sein können, und da ich jetzt die wichtigen Umrisse des Bären auf dem obersten Treppenaufschub im grellen Mondlicht deutlich sah, gab ich alles verloren. Aber noch eine letzte verzweifelte Anstrengung — die erste Tür sprang auf, schon warf ich sie von innen ins Schloß, eilte zu der zweiten und dritten Tür, die ich alle wie in einem wüsten Traume mechanisch hinter mir aufschloß, und endlich stand ich, nur mit einem Hemd bekleidet, meine Geige krampfhaft in der Hand haltend, auf der einsamen Straße und schrie: „Hilfe! Hilfe! Der Bär ist los!“ Ich konnte noch dem herbeieilenden Wächter die Situation erklären, dann verliehen mich die Kräfte. Ich sank in seinen Armen zusammen. Was weiter geschah, weiß ich, da ich mir beim Sprung aus dem Fenster eine tiefe, klaffende Wunde am Kopf geholt hatte und sofort ärztliche Hilfe in Anspruch nehmen mußte, nur noch vom Hörsagen. Die Feuerwehr wurde alarmiert. Sie trieb den Bären mit einem kräftigen Wasserstrahl aus meinem Zimmer, wohin er sich nachher vertragen hatte, in den Hof hinaus. Der schnell herbeigeholte Besitzer, der ein guter Schütze war, gab dem durch das Wasser eingeschüchterten Bären mit einem wohlgezielten Schusse den Rest. Drei Tage später wurde in den Tageszeitungen das große Bärenessen angekündigt. Abends hatte ich dann selber das Vergnügen, eine der wichtigen Takern zu versehen, die mich in jener Schreckensnacht durch ihr Scharren und Krachen so beunruhigt hatten.“

= **Mussorgsky.** Von Kurt v. Wolffurt. (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.) Mit hingebender Liebe und Sorgfalt hat Kurt v. Wolffurt — neuerdings bekannt geworden durch wertvolle Abhandlungen und Kritiken über russische Musik in den verschiedensten Zeitschriften — diese erste umfassende Biographie des russischen Meisters geschrieben. Wolffurt hat in Petersburg dasselbe Gymnasium besucht, das einst Mussorgsky besuchte, hat in demselben feudalen Garde-Regiment gedient, in welchem auch Mussorgsky einst Offizier gewesen war, er hat bei jahrelangem Aufenthalt in Petersburg alle bedeutenden Werke der russischen Musik bis in neuere Zeit kennen gelernt und konnte zum besseren Verständnis Mussorskys auch alle nötigen Aufschlüsse erteilen, über dessen Vorgänger (hauptsächlich Glinka und Dargomirski), und das Leben und Streben Mussorskys von der ersten Jugendzeit bis zu den Jahren künstlerischer Reife nach authentischen Quellen schildern. Diese Zeitschilderungen, das Aufrollen des ganzen Milieus, in welchem Mussorgsky zugleich mit Balakireff, Cui, Borodine und Rimsky-Korsakoff sich bewogte, gehört zu den glänzendsten, interessantesten Partien des Buches und gewährt zum Teil ganz neue russisch-kulturelle und -musikhistorische Ein- und Ausblicke: „Boris Godunow“ — bildet den naturgemäßen Höhepunkt des Wertes. Aber ohne das Wolffurt etwas vertuscht oder verschweigt, hat er doch auch den — „Abstieg“ so feinführend dargestellt, daß man dem traurigen Ausgang dieses Daseins, in welchem der Alkohol die Oberhand gewann, die Teilnahme nicht verlagern kann. Eine genaue Beschreibung der Kompositionen Mussorskys, deren eigenartig national gefärbtem Charakter der französische Impressionismus und damit die gesamte moderne Musik so viel zu danken hat, — und eine Auswahl seiner Briefe, die von einem dämonischen Ringen und lebhafter Aufnahme-fähigkeit in Verbindung mit fast kindlicher Naivität und Treubersigkeit Kunde geben, beschließen diese mit vielen Abbildungen geschmückte, höchst empfehlenswerte Mussorskys-Biographie.

* **Alfred Brust:** „Die verlorene Erde“, Roman. (Horen-Verlag, Berlin-Grünwald.) Der erste Roman des ostpreussischen Dramatikers, dessen „Singer der Fische“ seinerzeit eine Verbeihung expressionistischer Literatur bedeutete, ist ein Lektüre für ernste Menschen. Ostpreußen und Litauen sind der Schauplatz der Handlung, die uns von mystischem Aberglauben besessene Menschen im Kampf gegen sinnhafte Triebe setzt. Im sehnuchsvollen Ringen um Erkenntnis des Guten, streben sie nach sittlich reiner Wesensgestaltung, erreichen dieses Ziel aber erst nach Entbehrungen, Mühsal und Verzicht.

* **Panait Istrati:** „Onkel Angiel“. Aus den Geschichten des Adrian Zografii. (Rütten u. Löning, Verlag, Frankfurt a. M.) Die in dem Buche Kora Kyralina besprochenen Geschichten des Adrian Zografii, mit denen sich der abenteuerliche Gräco-Rumäne Panait Istrati, von Romain Rolland gefördert, in die Literatur einführte, werden hier fortgesetzt, mit der Schilderung einiger seltsamer Charaktere, die uns eine bisher unbekannte, unerhört farbige Welt des Balkans erschließt. Bilder Realismus, Räuberromantik und Zivilisationskritik kennzeichnen auch dieses verwegene Buch, das uns primitive, in freier Natur nur ihren Instinkten und Leidenschaften lebende Menschen kraftvoll kühn und unverwundlich erscheinen läßt.

* **„Kimmerische Krankheit“.** Phantastischer Roman von Alexander Amfiteatrow. Einzige autorisierte Übersetzung aus dem Russischen von Karl Richter. (Leipzig, Bessé u. Beder, Verlag.) In das Buch spielen die Probleme des Okkultismus hinein, doch ist der Verfasser, der in der einschlägigen Literatur gut Bescheid weiß, kein Anhänger der Geheimlehren: er löst alle Verwicklungen auf rein menschliche Weise. Die kimmerische Krankheit (genannt nach dem sagenhaften Volke der Kimmerier, in deren Lande immerwährende Finsternis herrschte) ist die Schwermut, die den Nordländer, der einen großen Teil des Jahres nächtliche Nebel einatmen muß, so leicht überfällt. Wie ein zur Gräbellei neigender Russe auf dem herrlichen Korfu an dieser Krankheit dahinsiecht, schildert Amfiteatrow mit einer Eindringlichkeit, der sich der Leser nicht entziehen kann.

* **Heinrich Stadelmann:** „Theodora von Byzanz“. (Pandora-Verlag, Dresden.) Glücklicher Strömen aus allen Gegenden Europas und des nahe liegenden Asiens herbei, sich aus dem zerfallenden Reichthum, Ehren, Stellung zu holen. Einzelne Menschen und ganze

Völker sind auf der Wanderschaft zu den Hauptstädten des geteilten Reiches, Rom und Byzanz. Gewalttat, Ränke, Verrat, Bestechung, List, Mord, Kriege werden Mittel zum Glück. Byzanz, das sagenhafte und vom Schicksal zu tiefster Erniedrigung und höchster Höhe aufersehene, entsteht als Hochburg des weltgebietenden imperatorischen Willens. Jesus, der Weltrevolutionär, tritt auf. Der Mißverständene wird abgeleitet von seinem lebenserneuenden Menschheitsgedanken, auf einen Irrweg gedrängt. Das Chaos mehrt sich. Ein Pfuhl seelischer Minderwertigkeiten breitet sich über das Reich. In solcher aufgewühlten Masse der einander befehdenden Werte hebt sich Theodora empor, ein Proletenkind, Zirkusmädchen, Wanderdirne, dem Elend und der Verachtung preisgegebene Frau; wird Kaiserin an der Seite Kaisers Justinian, des ehemaligen Bauernknechtes. Wird Mittelpunkt der Welt als dem Kaiser und der Kirche gebietende Herrscherin; sie hält die Fäden der Weltgeschichte in der Hand. Beginn einer neuen Epoche der politischen Geschichte mit vorher unbekanntem System. Theodora bildet den Byzantinismus aus mit seiner bündischen Unterwürfigkeit und Heuchelei. Die Grundlagen des kommenden Europa haben sich ausgewirkt zugleich mit dessen Todestimm. Daneben webt still die Zeit an einem Werk, das dem Byzantinismus ein Ende bereiten wird. Chadyga, die edle Frau, arbeitet an Mohammed, ihn zum Propheten Gottes reifen zu lassen. Ein Buch, flammend geschrieben, mit grell leuchtenden Offenbarungen, das sein psychologisch hinter die Tatsachen der Geschichte leuchtet, die der Verfasser aus einer Menge zeitgenössischer Aufzeichnungen geschöpft hat. Die prächtige Ausstattung des zweibändigen Werkes verdient besondere Erwähnung.

* **Karl Scheffler:** „Zeit und Stunde“. Neue Essays. (Insel-Verlag, Leipzig.) Trotz der Verschiedenheit der Themen, die diesen geist- und gedankenreichen Essays zugrunde liegen, mögen sie nun philosophisches, literarisches, künstlerisches, technisches, politisches oder persönliches Erlebnis zum Gegenstand kritischer Betrachtung haben, immer ist ihnen gemeinsam die von scharfer Beobachtungsgabe zeugende verstandesmäßige Erfassung des Wesentlichen, die charaktervolle Stellungnahme zu den Dingen, so daß man sich mit Genuß und mit Gewinn der zur Bestimmtheit anregenden Lektüre der einzelnen Aufsätze hingeben kann.

* **Arthur Eloesser:** „Elisabeth Bergner“, (Williams u. Co., Berlin-Charlottenburg.) Der bekannte Berliner Schriftsteller, Kritiker und Dramaturg weiß uns in dieser interessanten Studie über die Bergner, Persönlichkeit und künstlerische Bedeutung einer unserer ersten Darstellerinnen der Gegenwart nahe zu bringen. Er schildert sie in den verschiedenen Rollen und vermag mit seiner Begeisterung schließlich auch den Leser mitzureißen. Etwa 30 Bilder zeigen im Einzelnen die Wandlungsfähigkeit im Ausdruck einer Schauspielerin und erläutern damit die Künstlerkraft der Bergner.

* **„Deutsches Recht im Spiegel deutscher Sprichwörter.“** Ein Lese- und Lernbuch für das deutsche Volk. Von Oberlandesgerichtsrat L. Winkler. (Verlag von Quelle u. Meyer in Leipzig.) Unser heutiges Recht mit seinem abstrakten Altendeutsch des trodenen Juristen ist unserem Volke meist unverständlich. Aber es gibt noch einen Weg, zu dem lebendigen alten Recht zu kommen. Über die Jahrhunderte hinaus ist es ewig jung in unseren Sprichwörtern erhalten. In ihnen tritt ein großes Stück ureigenster Kulturgeschichte des deutschen Menschen zutage, und eine Vertiefung in die zahlreichen Rechtsprüche, in ihren Ursprung und in ihren Bedeutungswandel, führt uns hinein in Sitte und Brauch, Formen und Normen jener vergangenen Zeiten. Viele jener alten Sprichwörter sind uns heute in ihrer Bedeutung unverständlich und bedürfen der Erklärung erst aus der Erforschung des Zusammenhangs, in dem sie entstanden sind. So ist es eine Tat, daß endlich ein hervorragender Kenner dieses Gebietes uns eine zusammenfassende Darstellung geschenkt hat. Dabei entbüllt sich vor unseren Augen ein ungemein reiches Bild des gesamten öffentlichen Lebens des alten Deutschen und es ist nicht zuviel gesagt, wenn man so das Werk als eine deutsche Kulturgeschichte großen Stils bezeichnet.

= **Richard Wagner:** „Leben und Lebenswerk“. Von Wolfgang Goltz. (Neclams Universal-Bibliothek Nr. 1660—62.) Der Verfasser, als Wagnerforscher längst gekannt, ist in dieser vollständig gehaltenen Wagner-Biographie überall auf das Wesentliche bedacht geblieben. Es gelang ihm, den Leser mit dem Lebensgang und Schaffen Wagners wohlvertraut zu machen. Die an abenteuerlichen Ereignissen so reiche Lebensgeschichte des großen deutschen Musikdramatikers liegt sich fast wie ein Roman.